

"Immer war es die Menge"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1919)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-803169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bewegung vorzügliche Dienste leisten und unseren Lesern neue Anregungen bieten wird. Der Unterzeichnete wird auch in der Zukunft als Mitarbeiter des „Friede“ wirken und bittet die Leser und Mitarbeiter auch ihrerseits mit der alten Treue zur Friedensbewegung und ihrem schweizerischen Organ stehen zu wollen.

Indem er seinen bisherigen Mitarbeitern für ihre wertvollen Beiträge und den Lesern für das viele bewiesene Vertrauen und alle Nachsicht in den nahezu an ein Vierteljahrhundert grenzenden Jahren seinen herzlichsten Dank ausspricht, legt er hiemit die Feder als leitender Redaktor des „Friede“ nieder.

Rudolf Geering-Christ.

„Immer war es die Menge.“

„Immer war es dieselbe blutdürstige Menge, die auf jede Seite der Geschichte ihre Greuelthaten niederschrieb; sie, die gestern Liebknecht und Rosa Luxemburg hingemordet. Vor kurzem noch folgte sie ihnen jubelnd nach und heute schlug sie sie nieder wie gefährliche Tiere und morgen wird sie an ihren Gräbern weinen. Immer dieselbe impulsive, gedankenlose, grausame Menge, die in periodischen Wahnsinn verfällt, Kaiserreiche niederreisst oder errichtet, ihre Helden heute krönt und morgen ihre Leichen durch die Strassen schleift. Den Hyänen gleich liebt sie die Schlachtfelder, das Kriegsgemetzel, das Schaffot. Mitspieler oder Zuschauer — oft beides zusammen — fehlte sie nie bei den blutigen Greueln, dessen Bühne unsere arme Erde war. Sie stösst ihr Freudengeheul aus bei den Wilden angesichts der Götzenopfer. Sie jubelte in Karthago, wenn sie ihrem Feuergott Moloch die jungen Leben in die glutdurchströmten Arme legte. Im fernen Indien tanzte sie hinter dem mörderischen Sensenwagen Jaggernauts. Und wenn ich sage „Menge“ so meine ich nicht den sogenannten „Pöbel“ — die blutigen Schaustellungen zogen immer den raffinierten Teil der Bevölkerung an; Frauen, schöne Damen, goldbetresste Herren waren es, die der Kreuzigung Arnaldo's von Brescia Beifall klatschten bei den Toren der ewigen Stadt, beim Scheitern Giordano Bruno's am Campo di Fioro, bei Johann Huss, Jérôme von Prag, Johann von Leyden, Etienne Dolet und Michel Servet. „Ah! Rouen! Rouen!“ war der letzte Schrei Jeanne d'Arc's beim Jubel der Menge, die den Richtplatz umstand, derselben Menge, die sie kurz vorher im Triumph gefeiert hatte. Immer die Menge, die wahnsinnige Menge, die verbrecherische, ewig unverantwortliche Menge, die schrie: „Kreuziget! Kreuziget den Gerechten!“ und die den Barabas im Triumphe trägt. Die Menge, die Psalmen singt beim Autodafé Torquemada's, die ohne sich zu besinnen dem blutigen Befehl der sizilianischen Vesper folgt und die Bartholomaeus-Nacht veranstaltet. Dieselbe, die 93

mit bestialischer Lust den Körper der Prinzessin von Lamballe zerstückelt, dieselbe, die ein Jahrhundert früher das Mark aus den Knochen Ravaillac's gesogen und von seinem Fleische gegessen. Dieselbe, die den grossen Holländer zerfleischte und dessen Bruder Cornelius van Witt. Dieselbe, die beim Anblick des von den Pferden zerrissenen Damien den bestialisch-grausamen Ruf aussties: „Die armen Pferde!“ Und immer wieder sie, die versinnbildlicht in den Strickerinnen am Fusse der von Doktor Guillotin erfundenen Maschine sitzt. Sie, die sich heute noch zu den Hinrichtungen drängt, gierig die grossen Verbrecherprozesse in den Zeitungen verfolgt, zu den Faustkämpfen und den Stiergefechten rennt. Ohne sie, die feile Magd jedes Gewalthabers, hätte Theodosius die Kunstwerke nicht zerstören können. Ohne sie hätte Justinian den Befehl zum Schliessen der Schule in Athen nicht geben können.

Untätig oder tätig hat sie von jeher den Tod der Besten verschuldet, freute sie sich an ihren Folterqualen, ihrer Vernichtung. Sie widersetzte sich nicht der Demütigung Galilei's und machte Kopernikus das Leben zur Qual. Umsonst, „sie dreht sich doch“ und kein Jesus wird je mit seinem Machtwort das Himmelsgestirn zum Stillstehen zwingen. Und wieder war es die Menge, die — schon näher unserer Zeit — mit zornigen Hammerschlägen das erste von Papin erbaute Dampfschiff zertrümmerte. Papin musste aus Frankreich flüchten und starb in Deutschland unbekannt.

Die Menge verlangte die Hinrichtung Ludwigs XVI und der Österreicherin. Jubelnd hob sie Napoleon auf den kaum verlassenen Thron. Die Menge, die nach Waterloo den Gesang anstimmte: *Nous avons notre père de Gand.* Die Menge, die den „Volksbeschluss“ fasste zu Gunsten Napoleons III und die am 4. September die Republik proklamierte. Es war die Menge, die am 29. Juli 1914 auf den Boulevard's rief: „Wir wollen den Frieden“ und die den nächsten Tag auf denselben Boulevard's schrie: „Nach Berlin!“ Ja, eines ist gewiss, überall wurde das Volk geknechtet und zertreten — massakriert in Warschau, getötet in Paris, gefesselt in Madrid, gehenkt in Chicago und in Petersburg — geköpft, erschossen überall. Aber die Menge selbst freute sich der Blutorgien. Die Menge, die namenlose, meist feige Menge, — grausam immer — erzogen von unsrer Hass- und Hetzpresse, von den Kinos in denen der Hass öffentlich demonstriert wird, in den Volksversammlungen, in den Kirchen, überall wird der Hass gepredigt. Ach, der Same des Hasses fand einen nur zu fruchtbaren Boden. Die vierjährige Schlächtereier hat das bischen Menschheitsgewissen, das uns verblieben, verhärtet und zerstört. Und die Menge, die im Juli 1914 „Unter den Linden“ schrie: „Nach Paris!“ die Menge, die im November 1918 rief: „Frieden und Brot“, die noch vergangene

Woche gegen Scheidemann und Ebert manifestierte. hat heute den Tod Liebknichts gefordert. Immer irgend etwas herunterreissen, immer Jemand mit dem Tod bedrohen. Zerstören! Töten! Immer mit Gewalt durchdringen wollen! Das ist menschlicher Weisheit Endziel!

Wahr ist, dass wir kaum aus den Uranfängen der Zivilisation heraus sind. Wir können erst an einen wirklichen Fortschritt glauben und von einem möglichen Menschenglück sprechen, wenn die Menge denken gelernt, wenn der Einzelne frei über sich verfügen kann und der allgemeine Hass der allgemeinen Liebe Platz gemacht hat.“

F. S.

Uebersetzt aus „la feuille“ von W. Kohl.

Nietzsche und der Krieg. Dazu ein Wörtchen über Macht.

(März 1919.)

Bei Beginn des Weltkrieges hat eine hervorragender amerikanischer Staatsmann behauptet, dass keine zweihundert Deutsche Nietzsche richtig kennen und demgemäss dessen Machtphilosophie auch nicht schuld am Kriege sein könnte. Der Vordersatz mag richtig sein, ebenso, dass Nietzsches Lehren nicht als eine Ursache des Krieges einzuschätzen sind, es ist aber irrig, beides ursächlich miteinander zu verknüpfen.

Dass Nietzsche im Grunde nur für sich selbst geschrieben hat, weil ihm die Menschen nur Mittel für seine eigensten Zwecke waren, das allerdings haben die wenigsten seiner Leser begriffen, obgleich man es begreifen muss, wenn man nicht einem tief einschneidenden Widerspruche in den Arbeiten dieses seltenen und seltsamen Mannes völlig ratlos gegenüberstehen will, einem Widerspruche, der seine Lehren in zwei Hälften spaltet, die nicht zu einander passen. Man möge uns gestatten, unsere Behauptung in Kürze zu begründen.

Nietzsche will herrschen über alle und alles. Er will „der Erde Herr sein“. Keinen duldet er neben sich oder gar über sich. Nicht einmal den Gedanken, dass Götter seien, vermag er zu ertragen: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein! Also gibt es keine Götter.“ Eine innere Stimme fordert von ihm, dass er der Welt befehle, denn „er allein hat die Macht dazu“. So will er denn seinen Willen, gültig für alle, „auf seine Tafeln schreiben für eine lange Zukunft“. „Seligkeit, seine Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz!“ so jauchzt Zarathustra-Nietzsche. Darum nennt er auch sein Werk seine Liebe, denn nur in seinem Werke, dem Übermenschen nämlich, kann er hoffen, einmal die Erde zu beherrschen. Sein Werk, sein Wille ist „sein Nächster“, die Menschen schätzt er nur als Stoff zu seinem Werke. Nur „seine Hoffnungen liebt er an den andern“, und soweit die Menschen seine Hoffnungen

nicht erfüllen oder ihrer Erfüllung gar hinderlich sind, mögen sie, sollen sie untergehen. Das sind die „Viel-zu-vielen“, die er bald unter „Gelächter mit dem Hammer zerstören will“, bald auch „durch absolute Befehle, durch furchtbaren Zwang“ zu meistern gedenkt. Sie selbst und andere opfert er „seiner Liebe“, denn er ist „der Befehlende, welcher nicht liebt, es sei denn die Bilder, nach denen er schafft“.

Um nun zu seinem Ziele zu gelangen, muss er die alten, die von andern verkündeten Werte vernichten. Zu dieser ungeheuren Zerstörung wählt er klarblickend den einzig gangbaren Weg, er fordert die Individuen auf, sich auf sich selber zu stellen. Sie sollen „die werden, die sie sind“, sollen sich selber Gesetze geben. Jeder habe seine eigenen Begriffe von Gut und Böse und gehe seine eigenen Wege, „den Weg gibt es nicht“. Nur „das schaffende Ich ist das Mass und der Wert der Dinge“. — Mit solchen Grundsätzen hat er die Vergangenheit, die sich ihm entgegenstellte, mit einem einzigen, gewaltigen Streiche enttront. Er hat die Welt frei gemacht, sich aber gleichzeitig der Mittel beraubt, sie, die nun sich selber Gesetze gibt, unter die Herrschaft seiner eigenen Gesetze zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Barritus.

Literatur.

Alfred H. Fried, *Der Völkerbund*. Ein Sammelbuch. Mit Arbeiten von Viscount von Grey, H. N. Brailsford, Léon Bourgeois, Max Graf Montgelas, M. Erzberger, Theodore Roosevelt, Howard Taft, Woodrow Wilson, Bundespräsident Calonder, Henri Lafontaine und vom Amerikanischen Institut für Völkerrecht. E. P. Tal & Co., Verlag, Leipzig und Wien. Stark geheftet 6 M (10 K). Alfred H. Fried, der Träger des Friedens-Nobelpreises, Vorkämpfer des Pazifismus und Führender in allen Fragen, die den Weltfrieden betreffen, hat die wichtigsten Äusserungen, die Staatsmänner und Politiker dieser und der anderen Seite im Laufe des Krieges in Rede und Schrift über den Völkerbund, seine Grundlagen, seinen Ausbau und seine Wirkungen getan haben, hier zusammengetragen. Es ist ein überaus bedeutendes und interessantes Material, das in dem Buche vereinigt ist. Von einer Autorität wie Fried überlegen geordnet und zusammengestellt, bringt dieses Material Klärung in eine Frage, in deren Beurteilung hüben und drüben noch heute die Anschauungen einander widerstreiten. Fried zieht die Folgerungen aus Übereinstimmung und Divergenz in seinem leitenden Aufsatz. — Es ist ein Werk, das über den Tag hinaus seine Wirkung tun wird.

Im Art. Institut Orell Füssli in Zürich sind folgende Schriften erschienen:

Boghitschewitsch, Dr. M., ehemal. Serbischer Geschäftsträger in Berlin, *Kriegsursachen*. Beiträge zur Erforschung der Ursachen des Europäischen